

Nr. 74. **Bromberg, den 2. April** **1937**

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

Erster Teil.

1.

Major Barre war seit Jahren nicht mehr im Dienst, aber der militärische Zug an ihm war unverkennbar, wenn er kraftvoll und flott die Straße entlang kam und seinen Stock mit dem metallenen Knopf ein wenig wippen ließ.

Das Wetter war herbstlich grau und tiefer Schmutz auf der Straße; aber Barres Schaftstiefel reichten bis zu den Knien, und er ging mit festem, ruhigem Schritt. Ja, er merkte kaum, daß es schmutzig war; denn er blickte selten zu Boden. Sein Kinn ruhte stramm und glattrasiert zwischen den Kragenecken über der blendendweißen Halskrause, seine leuchtenden Augen sahen offen geradeaus — aber sie ließen rasche Seitenblicke zu den Fenstern schweifen, wo Bekannte wohnten, oder wo er vor ein, zwei Tagen ein neugieriges Frauengesicht hinter den Gardinen bemerkt zu haben glaubte.

Trotz Mißgeschick und ärmlichen Verhältnissen war Major Barre noch lange nicht mit dem Leben fertig. Sechzig Jahre waren kein Alter für einen Kerl wie ihn. Noch immer blitzte es in seinen forschen, lebenslustigen Augen, wenn er „etwas Hübsches" entdeckte; und wohin er kam, brachte er eine herrlich gute Laune mit.

An der Marktecke sah er Justizrat Gabbe im größten Schmutz vorsichtig von Stein zu Stein trippeln. Er trug seine ewigen Schnallenschuhe und enganliegende Strümpfe um die wattierten Waden, aus den Ärmelaufschlägen seines Gehrockes schimmerten die Spitzenmanschetten hervor.

Barre murmelte etwas, wie „alter Narr", grüßte aber tief, als der Justizrat einen Augenblick aufsah.

Gabbe war im Begriff, die Straße zu überqueren, blieb jedoch nachdenklich stehen, als er den Major gewahrte, hob sein Lorgnon und betrachtete ihn forschend. Nach kurzem Bedenken änderte er die Richtung und ging Barre entgegen. Beide blieben stehen, und der Justizrat musterte den Major noch einmal durch das Augenglas.

„Es gehen Gerüchte über Euer Fräulein Tochter, die schöne Adelheid", lispelte der Justizrat.

Ein Zug ernstlicher Überraschung lief über Barres freundliches Gesicht, und sein Blick wurde streng. „Gerüchte" bedeutete für ihn: „Schlechte Nachrichten".

Der Justizrat sah die Veränderung in seinem Gesicht und fügte schnell hinzu: „Ja, Adelheid hat ja immer eine Schwäche für Rousseau gehabt." Weiter kam er nicht. Der Major unterbrach ihn mit seiner lauten Stimme: „Wieso Schwäche für Rosso? Wer ist das? Rosso?"

Um die bläulichen Lippen des Justizrats legte sich ein feines nachsichtiges Lächeln, und er zog die Brauen hoch, so daß die wulstigen Augenlider unmäßig lang wurden. „Aber, aber, mein lieber Major", sagte er behutsam, „Ihr kennt doch diesen rebellischen Schweizer . . ."

„Nein, der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Schweizer kenne", donnerte Barre.

Der Justizrat sah sich nervös um. Dieser Major Barre geriet doch allzu leicht in Aufregung, aber die Geschichte mit der Tochter mußte ja auch eine bittere Pille sein, wenn sie wahr war; und der Justizrat war sehr neugierig, die Wahrheit zu erfahren. Er erklärte Barre, wer Rousseau war, und daß die „Nouvelle Héloïse" das Lieblingsbuch seiner Tochter Adelheid sei; und der Major mußte gestehen, daß ihm dieser Rousseau nicht ganz unbekannt war.

Um nicht mit seinen Schuhen im Schmutz stehenbleiben zu müssen, schlug der Justizrat ein Glas Portwein im Klub vor. Unterwegs bekam er aus dem Major heraus, daß seine Tochter verlobt war — auf dem Lande. Aus Feingefühl vermied der Justizrat das Wort „Bauer". Die Justizrätin, die mit der verstorbenen Frau des Majors entfernt verwandt war, hatte gestern einen leichten Ohnmachtsanfall bekommen, als sie von Adelheids Verlobung gehört hatte. Sie hatte das Wort „Bauer" mit ständig wachsendem Entsetzen wiederholt und gemeint, daß sich Adelheids Mutter und besonders die Großmutter, die Bischöfin Ramer, im Grabe umdrehen würden. Adelheid sei zwar mit ihren bald siebenundzwanzig Jahren eine ziemlich gereifte Dame, aber es war kein Geheimnis, daß sie Apotheker Bohr ihr Jawort gegeben hatte, und der war doch ein wohlhabender Mann in sicheren Verhältnissen — wenn auch schon ein wenig betagt. Und jetzt hatte sie dem Apotheker wegen eines Bauern den Laufpaß gegeben. Zu Hause bei Justizrats gab es dafür nur eine einzige Erklärung — dieser Rousseau hatte Adelheid den Kopf verdreht.

Am Tisch im Klub bereute der Justizrat, daß er sich durch seine Neugier zu dem Vorschlag hatte verleiten lassen, sie wollten ein Glas trinken. Bestätigt war ihm das Gerücht ja schon, und es schien ihm verlorene Zeit, hier mit Major Barre zu sitzen, der ihn niemals interessiert hatte und der jetzt, nach dieser Geschichte mit der Tochter, kaum mehr zur Gesellschaft zu rechnen war. Auch störte ihn das laute Sprechen und das Stoßen und Klappern vom Billardzimmer her. Er zog seine goldene Schnupftabaksdose mit den galanten Schnitzereien auf dem Elfenbeindeckel hervor, klopfte sanft darauf und nahm eine Prise. Der Major benutzte diesen Anlaß, eine Tonpfeife abzubrechen, sein Taschenmundstück darauf zu stecken und sie beide in den scheußlichen Rauch eines schlechten, beißend-scharfen Tabaks einzuhüllen.

Dem Justizrat war zumute, als sei er aus Versehen in eine Seemannskneipe geraten, und er beschloß, die Pein kurz zu machen. Er zog seine goldene Uhr mit der schweren Kette und den klirrenden Petschaften und ließ diese Pracht lange vor aller Augen blitzen.

„Es ist wohl Zeit, aufzubrechen", sagte er und blickte unter den langgezogenen Lidern zu Barre hinüber. Auf dessen Gesicht lag nicht nur der gewöhnliche Zug von flotter Sorglosigkeit. In seinem Blick war eine blitzende Vergnügtheit, die der Justizrat schon gleich bemerkt hatte, als sie sich begegneten. Das Augenglas kam wieder hervor, und der Justizrat sah Barre forschend und etwas gereizt und unsicher an.

„Das Schicksal Eurer Tochter scheint Euch nicht sonderlich zu bedrücken", sagte er mit deutlich zurechtweisendem Ton. Major Barre nahm die Pfeife aus dem Mund, reckte sich ein wenig, und seine Augen blickten frisch und munter drein. „Nein", erwiderte er ruhig, „um die habe ich keine Sorge".

Das Auge des Justizrats hinter dem Lorgnon zuckte starr und groß, das andere blinzelte unsicher. Nach langem Schweigen senkte er den Blick und nippte an seinem Glas. Plötzlich schlug er ihn wieder auf und fragte: „Wie heißt —", er wollte sagen, der Bauer, biß sich aber auf die Zunge, „wie heißt — der Ort, an den Adelheid kommt?"

„Björndal", antwortete der Major, und seine Augen strahlten nur so.

Das schwammige Gesicht des Justizrats geriet in eine merkwürdige Unruhe, und die blauen Lippen gaben einen schmatzenden Laut von sich, wie man ihn von hinfälligen alten Leuten hört. „Björndal", wiederholte er leise und starrte gleichsam abwesend vor sich hin. „Ich hatte einmal mit jemand zu tun, der Dag Björndal hieß. Ist Adelheids Zukünftiger mit ihm verwandt?"

„Ja", erwiderte der Major, „er ist der Sohn des alten Dag Björndal."

Ein Glucksen, wie wenn ein Pfropfen aus einer Flasche gezogen wird, drang aus dem Munde des Justizrats, und das Augenglas knallte auf den Tisch. Die Lider, die er sonst so ausdrucksvoll zu verziehen und so sicher zu beherrschen verstand, klappten und zuckten jetzt und gaben seinem Gesicht einen halb verstörten Ausdruck.

Der Major hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt; er ließ den Blick zu ihm hingehen und sog kräftig an seiner Pfeife, um sein Lächeln zu verbergen.

Endlich faßte sich der Justizrat wieder und steckte das Augenglas ein. „Sind dort — viele Geschwister?" fragte er unsicher.

„Nein, Adelheids Zukünftiger ist der Einzige", sagte Major Barre ruhig und deutlich. — Und er mußte kräftig ausatmen, um sich das Lachen zu verbeißen, denn der Justizrat sah in seiner Fassungslosigkeit jetzt geradezu dumm aus, und der Major hatte alle Mühe, nicht laut herauszuplatzen.

„Dag Björndals einziger Sohn", brachte der Justizrat endlich hervor, „da muß ich schon sagen . . ." Er starrte nachdenklich auf den Tisch, entdeckte, daß die Gläser leer waren, und bestellte neue. Er hatte ganz vergessen, daß er noch vor kurzem keine Zeit gehabt hatte, länger mit Barre zusammenzusitzen. Er trank dem Major jetzt freundlich zu und zog die Schnupftabaksdose und nahm sich reichlich Zeit — er mußte wohl er seine Gedanken sammeln.

„Da wart Ihr im Sommer?" fragte er.

„Ja — und auch letzte Weihnachten", erwiderte Barre.

„Er, der Alte, soll so unermeßlich viel haben — Höfe und Wald und Geld . . ." Der Justizrat redete so leise, als spräche er nur mit sich selber.

„Und er soll sehr klug sein — in Geldsachen . . ."

„Schon möglich", warf der Major ein.

„Aber", sagte der Justizrat und blickte plötzlich auf, „es soll so altmodisch und steif dort zugehen, und er selbst soll ein, hm, ein harter, ein sehr harter Mann sein."

„Och . . ." sagte Barre, „auf Björndal gibt es Altes und Neues; und ich für meine Person hatte dort über nichts zu klagen. Vorher hatte ich gehört, es sei gefährlich, mit Dag Björndal zu tun zu haben; aber seit ich ihn kenne, weiß ich, daß man keinen besseren Freund haben kann als ihn. Und wie hart er auch zuzeiten gewesen sein mag — ich glaube, niemand kann ihm nachsagen, er habe einem Unrecht getan." Barre hatte sich in Eifer geredet und sprach jetzt mit erhobener Stimme

Dabei beeilte sich der Justizrat, zu entgegnen, auch er habe nichts anderes gehört, als daß alles mit rechten Dingen zugegangen sei, und er beschönigte und vertuschte, was er von „altmodisch" und „steif" gesagt hatte und meinte zum Schluß: „Aber dann ist ja Adelheids Mann — Gutsbesitzer", und sah ganz erleichtert und befriedigt aus.

Bei diesen Worten konnte sich Major Barre nicht länger beherrschen. Er lachte aus vollem Halse sein lautes, dröhnendes Lachen, daß alle im Zimmer erschrocken aufblickten. Der Justizrat war ganz bestürzt. Er hatte schon wegen seines ganzen Auftretens ein schlechtes Gewissen — und jetzt mußte er auch noch dieses Lachen erregen, das unangenehme Aufmerksamkeit weckte. Er fühlte sich in mehr als einer Richtung unbehaglich, und der kalte Schweiß drang ihm langsam unter der Perücke hervor, die er hauptsächlich seines Kahlkopfes wegen trug. Er gab allerdings vor, er trüge sie nur der alten würdigen Mode zuliebe.

Endlich kam der Major zur Ruhe. „Entschuldigt, Justizrat, daß ich so lachen mußte, aber wenn ich in Verbindung mit meinem zukünftigen Schwiegersohn an den blöden Titel Gutsbesitzer denke, dann krieg ich Krämpfe. Er ist schlecht und recht Bauer und Jäger, Wehrmann, Kerl, alles was Ihr wollt — nur nicht Gutsbesitzer."

Die neuen Gläser waren leer, und der Justizrat hatte es eilig, heimzukommen und der Justizrätin zu erzählen, daß sie über Adelheid beruhigt sein könne; und mochte auch Major Barre über den Titel Gutsbesitzer lachen, bei sich daheim gedachte er ihn auf jeden Fall fleißig zu benutzen. Der Titel und Dag Björndals Reichtum würden manches gutmachen; und außerdem war ja Adelheids Mann mit dem wohlhabenden Kaufmann Holder verwandt. Der alte Björndal war mit Therese Holder, Kaufmann Holders Base, verheiratete gewesen. Das wußte auch der Justizrat. Merkwürdig, wieviel man weiß, wenn man es nur wissen will — und hier galt es, sich an den neuen Reichtum in der Familie möglichst nah heranzumachen

Der Justizrat hatte solche Eile, heimzukommen und das Gehörte zu erzählen, daß er die würdevolle Ruhe vergaß, die er sich zugelegt hatte, seit er Justizrat geworden war. Die Leute, die ihm begegneten, drehten sich um, blickten ihm nach und wunderten sich.

Die Justizrätin, die ihrem Gatten beigebracht hatte, was sich für einen Mann in seiner Stellung schickt, und die sehr für das Feine war, ließ sich aber durch seine Erzählungen nicht trösten; doch beteuerte sie merkwürdig eifrig sowohl auf französisch wie auf norwegisch, wie lieb ihr Adelheid Barre immer gewesen sei. Ja, sie brachte es so weit, über die vielen Vorzüge Adelheids zu weinen — über ihre Sprachkenntnisse, ihr unvergleichliches Französisch, ihr musikalisches Talent, ihre Tüchtigkeit im Haushalt, ihre Belesenheit, ihre vornehme Schönheit und über die strenge standesgemäße Erziehung bei ihrer Großmutter, der Bischöfin, durch die sie in dieser leichtsinnigen Zeit einen Schutz gewonnen und ihren Wandel fleckenlos rein bewahrt hatte. Und das alles sollte jetzt an einen Bauern weit draußen auf dem Lande fortgeworfen werden! Die Justizrätin weinte hörbar und schluchzte in ihr duftendes Taschentuch.

Der Justizrat lauschte den Ergüssen seiner Frau mit wachsendem Staunen. Früher hatte er aus demselben Munde oft genug gehört, wie ungebildet, wie zimperlich, welch aufgeblasener Habenichts Adelheid wäre. Daher dämmerte es ihm, daß wohl doch etwas an seinem Bericht Eindruck gemacht und seine Frau dazu veranlaßt haben mußte, Adelheid plötzlich als einen Hort der Tugenden hinzustellen.

2.

Major Barre bewohnte zwei kleine Zimmer mit Küche in einem Holzhäuschen am Rande der Stadt. Die Straßen — oder richtiger Wege — dort draußen waren sehr winklig, und die Gärten vor den Häusern reichten so weit, daß oft nur ein enger Pfad dazwischen blieb. Ja, mancherorts sprangen die Zäune so weit vor, daß sie den Weg versperrten und man zurückgehen und versuchen mußte, auf Umwegen ans Ziel zu gelangen. Das alte Fräulein Eleonore Remer mußte schließlich einen schmutzigen Jungen bitten, ihr den Weg zur Wohnung des Majors Barre zu zeigen.

Vor der Tür blieb sie lange stehen und ordnete die Löckchen unterm Hut und die Spitzenvolants am Rock unter dem Mantel, sie streifte die langen, schwarzen Handschuhe sorgsam über die Ellbogen und schob den kleinen Sonnenschirm von einer Hand in die andere. Selbst jetzt im Spät-

herbst mußte sie einen Sonnenschirm tragen. Sie nahm sich reichlich Zeit, ehe sie anklopfte. Ihr Besuch galt Adelheid, der Tochter ihrer Schwester, die sie sieben Jahre lang nicht gesehen hatte. Ein Gerücht, das bis zu ihr gedrungen war, veranlaßte sie heute, ihrem alten Vorsatz, Major Barre nie mehr wiedersehen zu wollen, untreu zu werden. Ihre Schwester hatte sich vor siebzehn Jahren wegen seiner Geld- und Weibergeschichten von Major Barre scheiden lassen, und seitdem hatte Fräulein Ramer den Major nicht wiedergesehen. Zehn Jahre nach der Scheidung war Frau Barre gestorben, und die Tochter hatte zum Vater ziehen müssen. Fräulein Ramer hatte wohl manches Mal, seit sie in der Stadt lebte, Lust verspürt, ihre Nichte aufzusuchen, aber sie wollte dem Major auf keinen Fall wieder begegnen. Und Adelheid hatte kaum geglaubt, ihrer gestrengen Tante willkommen zu sein, seit sie bei dem Vater wohnte; sie hatte sie daher nicht besucht, obgleich sie sich oft nach einer Unterhaltung mit ihr sehnte. Sie hatten sich einmal so gut verstanden, die beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Höchster Einsatz.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

In dem behaglichen, durchwärmten Gastzimmer der „Stadt Bern" in Pontresina saßen einige Sportler, erfahrene Bergsteiger und Führer in eifrigem Gespräch beisammen. Es waren neue Gäste gekommen, und man suchte sich, durch den guten Wein ein wenig angefeuert, mit Meinungen und Erfahrungen gegenseitig zu übertrumpfen. Xaver Ortli, dessen Eigenschaften als Bergführer in der ganzen Bernina bekannt waren, hatte lange schweigend seine Pfeife gepafft, bis er schließlich schwer die Hand auf den Tisch legte:

„Ach was, Schneid! Leichtsinn, Dummheit ist es, die Berge nehmen zu wollen, wenn die Zeit dazu nicht paßt. Im Grunde verlaßt ihr euch ja doch darauf, daß man euch wieder 'runterholt, wenn ihr Pech gehabt habt. Und es finden sich ja auch immer Menschen, die ihr Leben dafür aufs Spiel setzen . . ." Sein Gesicht war sehr ernst geworden. „Ich will euch was erzählen. Wir hatten hier im Ort einmal einen — ich will ihn ganz einfach Luis nennen —, der war ein ganz tüchtiger Führer und hatte auch zu tun wie wir alle. Bis dann eine dumme Geschichte passierte, die ihn für ein paar Monate ins Gefängnis brachte. Was es war, ist nie richtig geklärt worden. Aber an der Tatsache ließ sich nichts ändern. Er merkte natürlich nach seiner Rückkehr, daß wir Abstand von ihm hielten, und dies machte ihn noch starrköpfiger, als er ohnehin schon war. Und seht mal, bei uns ist das nun so: Entweder gehört einer ganz zu uns, oder er steht draußen. So ging es mit dem Luis bergab. Er wurde nicht mehr empfohlen, verbummelte und verarmte, man ging ihm aus dem Wege — weiß der Himmel, womit er sich überhaupt durchs Leben schlug.

Eines Tages kamen nun zwei Fremde, ein paar von denen, die durchaus jede Wand, jeden Grt erstiegen haben müssen. Sie redeten hin und her. Wir rieten ab. Denn das gehört auch zu unserem Beruf. Die Fremden waren keine Neulinge, das hatten wir bald heraus. Aber Ostern stand vor der Tür, und unsere Frauen sollten einmal ein paar ruhige Tage haben. Schließlich sagte einer: „Geht doch zum Luis, der macht es gewiß, der ist gut ausgeruht!" Wir lachten heimlich, denn der Luis war klapprig geworden und aus der Übung gekommen. Es sollte ein Scherz sein. Aber der Luis nahm an. „Natürlich, für Geld macht er alles!" hieß es damals. Keiner wußte ja, wie es bei ihm aussah. Fragt mich nicht, was ich alles tun würde, wenn meine Frau zu Hause krank liegt und kein Geld im Hause ist!

Also sie ziehen los, Steffens, Ollinger — so hießen die Fremden — und Luis. Steffens hat mir das alles hinterher erzählt. Es war ein schwerer Anstieg. Aber sie hatten alle ihre Prüfung im Eis bestanden und kamen vorwärts. Mit dem Pickel sich jede Stufe erst schlagen müssen, ist kein Spaziergang, das wißt ihr ja alle.

Sie schaffen es bis zum Südgrat. Luis geht voran. Es ist neblig geworden. So dicht, daß nur noch das Seil die ungefähre Stellung des Vordermannes verrät. Plötzlich bricht unter Steffens Füßen eine überhängende Wächte ab, er stürzt, reißt den Ollinger mit — so sausen sie beide in das Nichts hinein, dem Tode entgegen . . .

In dem Augenblick, da dieser letzte Gedanke ihr Hirn durchfliegt, strafft sich das Seil. Die beiden schweben über der Tiefe, dicht an dem Eishang. Das Seil schnürt ihnen fast den Leib zusammen, aber es hält. Wie durch ein Wunder muß es dem Luis im Augenblick des Absturzes gelungen sein, das Seil auf dem Grat zu verankern. Man weiß es nicht, man sieht es nicht, es gibt anderes zu überlegen. Ollinger, der ganz unten hängt, versucht zu pendeln und dabei den Eispickel in die Wand zu schlagen. Endlich gelingt es ihm, Fuß zu fassen und damit den Zug des Seils, der für Steffens beinahe unerträglich wurde, aufzuheben. Jetzt gelingt es auch Steffens, an die Wand heranzukommen. Sie lösen das Seil und sehen erstaunt, wie es nach oben fortgleitet. Mühsam hacken sie sich hoch, sie wissen nicht mehr, wieviel Zeit verdangen ist — endlich haben sie den Grat erreicht, sind gerettet . . .

Aber der Luis ist nicht mehr da. In der Gefahr, als er den Ruck des Seils spürte, dachte er wohl nur, daß er die beiden retten könne, wenn er selbst im gleichen Augenblick über die andere Seite des Grats in die Tiefe sprang. Und er zögerte nicht. Daß sein Körper auf der einen Seite, den Zug der beiden auf der anderen Seite ausglich, war wohl eine letzte günstige Laune des Schicksals für ihn. Aber er muß schon von einem Aufprall besinnungslos gewesen sein, denn als die anderen das Seil freigegeben hatten, stürzte er drüben in die Tiefe.

Wir haben den beiden Geretteten keine Ehrungen bereitet, geprügelt hätten wir sie beinahe. An das Bett einer einsamen und verzweifelten Frau haben wir sie geführt, damit sie sehen, wohin kindischer Ehrgeiz und Leichtsinn führen, mit denen man nicht andere mitreißen darf."

Dann schwieg der Xaver und setzte langsam seine kalt gewordene Pfeife wieder in Brand.

Zwischenfall in Falsterbo.

Schnurre von **Ernst Hillebrand.**

Der Name Posemuchel — auch Kleinkleckersdorf geheißen — erweckt wohl in allen Deutschen die gleichen Empfindungen und Vorstellungen. Man fühlt sich in ein kleines, völlig weltabgeschiedenes Provinznest verschlagen, in dem noch der gemächliche Geist von Anno Tobak, drei Wochen hinter dem Mond zurück, regiert und das Leben fast zu geruhsam dahinfließt. Auch unsere schwedischen Vettern haben ihr Posemuchel. Bei ihnen heißt es Falsterbo und ist ein recht verträumtes Nest für ehrsame Ackerbürger, netzflickende Fischer und 'büschen abgetakelte Seeleute. Es geschieht dort im allgemeinen wenig, aber wenn schon, lacht ganz Schweden darüber.

Starb da kürzlich dem früheren Seebären Hanepott, den seine Nachbarn „Bumbootschiffer" nennen, die einzige Kuh, Gwendoline geheißen. Bedauerlicherweise keines natürlichen Todes. Eine offensichtliche Freundin des technischen Fortschritts, spazierte sie eines Nachts aus ihrem Stall in den benachbarten Geräteschuppen eines Mechanikers. Allwo sie sich auf etlichen Dutzend geladener Taschenlampenbatterien wiederkäuend — so meint man — niederließ, einen Kurzschluß verursachte und am nächsten Morgen tot aufgefunden wurde. Und merkwürdig wie dieses Ende war auch die nähere Bekanntschaft, die Gwendoline vor einigen Jahren mit den Stadtvätern von Falsterbo machte. Ein Vorfall, der seinerzeit allerlei Staub und Heiterkeit aufwirbelte!

Laut Verfügung der Gemeindeverwaltung hatte jeder Bürger von Falsterbo am Sonnabend vor Beginn der Polizeistunde — sie begann bereits um zehn Uhr abends — Gehsteig und Straßenabschnitt vor seinem Hause zu fegen und zu säubern, insbesondere den Fahrdamm von sämtlichen „Nachlässen" vierbeiniger Kreaturen eigenhändig zu reinigen. Ein Fremder, der am Sonntag die Stadt besuchte, sollte auf dem Kopfpflaster der Straßen weder durch

Roßäpfel, noch durch Kuhfladen an die Ackerbürgerlichkeit von Falsterbo gemahnt werden, sondern den Eindruck eines bildsauberen, aufstrebenden Städtchens gewinnen.

Um nun auf Bumbootschiffer Hanepott und seine sanft entschlafene Kuh zurückzukommen: beide kannten das Gesetz und schlugen ihm dies Schnippchen: An einem lauen Sommerabend — der Kalender verzeichnete einen der berühmten Säuberungstage, einen Sonnabend — hatte der Schiffer seine Gwendoline von der Gemeindekoppel geholt und trieb sie gemächlich nach Hause. Kurz bevor dieses Ziel erreicht, setzte die Kuh einen Fladen von ungewöhnlicher Größe auf das Straßenpflaster. Ausgerechnet auf jenen Abschnitt, dessen Säuberung dem alten Schippersmann zukam. Aber wenn man wie Hanepott Junggeselle ist und es liebt, am Wochenende in grogehrlicher Kneipe ein Stückchen Seemannsgarn vor einer aufhorchenden Runde von Landratten kunstgerecht zu spinnen, so hat man kein sonderliches Interesse an Kuhfladen und ihrer Beseitigung. Genug, der Schiffer kümmerte sich an diesem Abend keineswegs um besagten Nachlaß Gwendolines und betäubte sein mahnendes Gewissen wenig später durch reichliche Einnahme geistiger Getränke.

Jedoch das Unglück schreitet schnell. Ein junger, strebsamer Stadtsekretär stieß auf seinem sonntäglichen Morgenbummel an besagten Nachlaß und beschmutzte sich damit zum größten Mißvergnügen einen seiner Feiertags-Ausgehschuhe. Zornentbrannt erstattete der junge Mann Anzeige. Kein Wort gegen den rührigen Amtsschimmel von Falsterbo! Am Montag erschien bereits in aller Frühe ein Stadtbote bei Hanepott und überreichte ihm ein Schreiben des „Magistrats" mit der gestrengen Weisung, sich Punkt neun Uhr zur Vernehmung im Rathaus, Zimmer Nr. zwo, einzufinden. Hanepott ahnte, was die Glocke ihm geschlagen. Natürlich ein Strafmandat für den Fladen auf der Straße! Er hatte bereits manches schöne Kronenstück wegen nachlässig betriebener Reinigungskünste an die Stadtverwaltung abführen müssen, aber dieses Mal sollten die Herren nichts von ihm bekommen. Das schwor er sich zu auf dem Wege zur Vernehmung.

Im Rathaus erwartete man ihn schon. Der Vertreter der Anklage erhob sofort gegen den Seebären die Beschuldigung, die Straße vor seiner Tür nicht gefegt und gesäubert zu haben. Beweis: ein riesiger, vom Stadtsekretär X am Sonntag gesichteter Kuhfladen.

Hanepott wehrte sich seiner Haut mit dem Hinweis, der Fladen könne frühestens am Sonntag beim Austrieb seiner Gwendoline zu Boden gefallen sein. Die Gegenpartei blieb indessen bei ihrer Ansicht: der Fladen sei ein sonnabendliches Hornvieh-Erzeugnis und der Beklagte mit der höchstzulässigen Strafe für diesen Frevel zu belegen.

Da nun keine der beiden Parteien ihre Aussage durch Zeugenerklärungen erhärten konnte, wurde beschlossen, sofort einen Untersuchungsausschuß zum Tatort zu entsenden, um ein Sachverständigen-Gutachten über das Alter des Fladens zu gewinnen. Also geschah es. Im Zockeltrab fuhren die Herren in Hanepotts unfreiwilliger Begleitung zum Tatort. Unterwegs gerieten sie in einen Platzregen und langten dort völlig durchnäßt in ihrem offenen Wagen an. Wohl lag der Fladen noch an gleicher Stelle, doch hatte der wolkenbruchartige Platzregen die Gestalt des „corpus delicti" bereits dermaßen verändert, daß auf Grund dieses Befundes keiner der kundigen Herren ein Gutachten darüber abzugeben wagte, ob es hier um einen Nachlaß vom Sonnabend oder vom Sonntag handelte.

Hanepott jedoch rieb sich erfreut die Hände. Nicht nur der Fladen, sondern auch der ganze Straffall löste sich in eitel Wohlgefallen auf. Und Hanepott hieß diesmal der Sieger. Um seinem zuvor arg bedrängten Herzen Luft zu machen, winkte er den langsam davonfahrenden Sachverständigen ein freundliches Lebewohl und brüllte gleichzeitig durch ein altes Sprachrohr — stolzen Zeugen einer christlichen Seefahrt — den hochvermögenden Herren einige Worte zu, wie sie der selige Götz von Berlichingen im Munde zu führen beliebte.

Gwendoline aber fraß bis an ihr seltsames Ende das Gnadenbrot ihres dankbaren Herrn, des Bumbootschiffers Hanepott. Und wenn sie nicht gestorben wär', lebte sie noch heute als größte Sehenswürdigkeit von Falsterbo . . .

 **Bunte Chronik** 

Die wertvollen Fünflinge.

Der kleine Landort Callendar in Ontario, im kanadisch-amerikanischen Grenzgebiet, ist durch die Dionne-Fünflinge und den Arzt, der ihnen zum Leben verhalf, berühmt geworden. Mit der Zeit hat sich gleichsam eine ganze Industrie um diese höchst lebendigen fünf Mädchen gebildet: den in Massen eintreffenden Neugierigen wird durch eine geordnete Organisation der Besuch ermöglicht, die amerikanischen Reklame-Agenturen benutzen in einem Maße, die im „altmodischen" Europa verblüffen würde, bunte Abbilder — auf denen die Fünflinge sitzend, spielend, schlafend, lächelnd und essend zu sehen sind — für die Anpreisung aller mit der Welt der Babys zusammenhängenden Erzeugnisse, und natürlich hat es sich Hollywood nicht nehmen lassen, einen Film über diese jüngsten Lieblinge des amerikanischen und kanadischen Publikums herzustellen. Dieses wahrhaft öffentliche Interesse hat sich in jüngster Zeit so verstärkt, daß jetzt einer der Wärter erklärte, er könne die Last der ihm übertragenen Aufgabe nicht mehr zusammen mit seinen städtischen Obliegenheiten bewältigen. Er hat daher das Wärteramt, das wohl auch das eines Wächters ist, an einen Rechtsanwalt abgetreten. Die Dionne-Fünflinge sind big business, ein „gutes Geschäft", geworden. Die Neugier und Anteilnahme ihrer Mitmenschen läßt sich in einer genauen Summe ausdrücken: 543 046 Dollar. Dies ist ihr bisheriger Verdienst, der in Regierungspapieren angelegt ist. So viel sind sie, wie es in einem Bericht heißt, „wert". Darüber hinaus haben sie geschäftliche Kontrakte, die jedem Kind für die nächsten zwei Jahre ein festes Einkommen von nicht weniger als 200 000 Dollar sichern. Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen. Aber vielleicht werden sie, wenn sie erwachsen sind, einmal schwer an dieser Kindheit zu tragen haben. Eine Verwöhnung, die man als Baby von der Öffentlichkeit erfahren hat, versichert noch nicht gegen die Tücken der Zukunft.

Wolde Mariam umgebracht?

Der Londoner „Daily Expreß" will von einem Vertreter des früheren abessinischen Kaisers erfahren haben, daß Wolde Mariam der frühere Delegierte Abessiniens beim Völkerbund, unter den Opfern der Vergeltungsmaßnahmen nach dem Anschlag auf den abessinischen Vizekönig, Marschall Graziani, sei.

 **Lustige Ecke** 

Sehr liebevoll.



„Peter, ich bin jetzt recht stolz auf dich, weißt du, dein Autozusammenstoß ist auf die erste Seite des Blattes gekommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.